

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Alexander Ziegler

Labyrinth

Report eines Außenseiters

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

1. KAPITEL

»Alexander Ziegler, im Namen Gottes, des Herrschers über Himmel und Erde, frage ich Sie, ob Sie in die Ehe mit Edgar Flückiger einwilligen?«

Ich starrte ihn an, den untersetzten rothaarigen Mann mit der Nickelbrille und den violett durchäderten Backen, der hier als Pfarrer amtiert und der mich jetzt mit einem eindringlichen Blick ermuntert, endlich ja zu sagen. Obwohl keiner der zahllosen Hochzeitsgäste in dem hohen, gewölbten Kirchenschiff mein geflüstertes Ja-Wort vernehmen kann, ertönt im selben Augenblick ein orkanartiger Aufschrei der Menschenmasse, verheißungsvoll und demütigend zugleich, lobpreisend und dennoch erschreckend lächerlich.

Ein Gesang hebt an, wie man ihn singen wird, so scheint mir, wenn die Welt untergeht – ohrenbetäubend, zerschmetternd, als würden die Erzengel vom Teufel dirigiert, tief eindringend in meine Seele, die nie zuvor so sehr den Wunsch gehegt hat, meinem Körper zu entfliehen, irgendwohin, in eine Seemöwe vielleicht, in eine Taube, meinetwegen auch in eine Kobra – nur nicht hierbleiben!

Doch es gibt kein Zurück mehr. Kühl und verbindlich lächelt der Staatsanwalt, während er mir den Ehering an den Finger steckt und ich, mechanisch fast, die Zeremonie an seiner linken Hand wiederhole. Dabei fällt mir der Ring aus gehämmertem Weißgold auf den kalten Steinboden. Regungslos wie die Pupillen toter Fische blicken tausend Augenpaare auf mich. Der wilde Gesang, dieses auflodernde Höllenfeuer, ist mit einem Schlag erloschen. Ich bücke mich, hebe das kleine, runde Ding auf, und während ich es meinem Gegenüber an den Ringfinger streife, treffen sich unsere Blicke. Der Staatsanwalt ist nicht mehr ganz jung. Fünf- und vierzig vielleicht, Nichtraucher, pünktlicher Steuerzahler, gut situiert und mittelgroß: Ein Durchschnittsmensch, der einzig auffällt durch seine stahlharten, fanatischen Augen.

»Es ist soweit.« Flückiger reicht mir seinen Arm. Benommen hänge ich mich bei ihm ein und streife dabei mit meiner beringten Hand den weichen Stoff seines mitternachtsblauen Smokings.

Feierlich schreiten wir über die grauen Fliesen durch das endlose Kirchenschiff zum Hauptportal. Die dichte Menschenmenge um

uns schweigt jetzt und gafft. Nun bin ich verheiratet mit dem Staatsanwalt Edgar Flückiger. Ich, Alexander Ziegler, zweiundzwanzig Jahre alt, Schauspieler, homosexuell.

»Liebling, bist du glücklich?« Der Staatsanwalt lächelt mich verstoßen von der Seite an. »Ja«, hauche ich gegen meinen Willen.

»Dein Glück wird nicht lange dauern, Alexander!«

Der Staatsanwalt preßt die Worte leise zwischen den Zähnen hervor.

»Edgar, was soll das heißen?« frage ich, und mir ist plötzlich kalt.

»Nicht Edgar! Für dich bin ich noch immer der Staatsanwalt.«

Er bleibt stehen. Teilnahmslos scheinbar, doch brennend vor Neugier, starren zweitausend Augen mit gläsernen Pupillen auf uns beide.

Plötzlich läßt Flückiger seine Maske fallen und beginnt mit einem Wortschwall:

»Herr Justizdirektor, meine Damen und Herren! Ich habe es mir zur Pflicht gemacht, unser Land von der verheerenden Seuche der Homosexualität zu säubern. Es ist meine Mission, uns gesunde Menschen zu befreien von den verwerflichen Trägern dieses schändlichen Lasters, das sich immer gefährlicher ausbreitet auf allen Kontinenten der Welt.«

Beifallskundgebungen. Bravorufe. Ein einzelner Pfiff, der rasch verstummt. Fassungslos starre ich auf Flückiger. Unbeirrt fährt er fort: »Homosexualität ist eine ungeheuerliche Schändlichkeit, die das Fortbestehen unserer Gesellschaft in Frage stellt. Sie auszurotten ist für mich ein Gebot der Gerechtigkeit! Und so beginne ich denn meine Säuberungsaktion im Namen des Volkes mit diesem jungen Mann, einem der verwerflichsten Päderasten aus meiner langjährigen Praxis.«

Sogleich setzt neuer Beifall ein. Die Menge scheint mit Flückiger einig zu sein. Er lächelt, dann hebt er die Hand und bittet um Ruhe.

»Meine Damen und Herren, ich werde Ihnen an diesem jungen Homosexuellen demonstrieren, mit welch radikalen Mitteln ein jeder von uns gegen diese infernalische Veranlagung vorzugehen hat!«

Die Leute um uns herum applaudieren. Zylinder werden geschwenkt. Biedere, freundliche Gesichter verziehen sich zu Fratzen. Plötzlich die Erkenntnis: Ich muß fort! Fort aus dieser von Gott verlassenen Kirche, die nur ein Vorzimmer zur Hölle sein kann! Flückiger wird versuchen, mich zu töten, ich fühle es. Weil

ich ein von der Natur Betrogener, ein von der Gesellschaft Verachteter, weil ich ein Homosexueller bin.

Mit einem Ruck reiße ich mich los und renne zum Ausgang. Ich spüre, er ist hinter mir her. Die Hetzjagd beginnt. Das Volk rast. Ich renne um mein Leben und komme nicht vorwärts. Der Lärm in meinen Ohren wird immer lauter. Endlich: das Portal!

Zu spät.

Vor meinen Füßen rollen die breiten Steinstufen weg, hinaus auf eine sattgrüne Wiese. Und dort erwarten mich bereits die Hochzeitsgäste. Irgendwo blökt ein Schaf. Sonst ist es still. Lächerlich still.

Ich bin verloren.

Vor mir ein Abgrund. Hinter mir der Staatsanwalt, jetzt im vollen Ornat, das Lächeln auf seinen schmalen Lippen ist verschwunden.

Ein Schritt nur . . .

Ja, lieber fallen ohne Ende, als von der tobenden Volksmasse gelyncht zu werden!

»Fehlt dir sogar dazu der Mut?«

Die Hand, an der noch immer mein Ehering funkelt, stößt zu, und ich falle . . . falle, ohne etwas zu fühlen . . . falle befreit, ohne Aufschrei, ohne einen Laut der Klage . . . Ich falle in ein Nichts, unfähig, auch nur eine Spur von Angst zu empfinden . . . falle und falle immer tiefer und – endlich wache ich auf.

Kalter, klebriger Schweiß rinnt mir über das Gesicht. Hastig versuche ich mich aufzurichten. Dabei schlägt mein Ellbogen an die harte Kante des weißen Stahlrohrbettes, auf dem ich liege. Erschöpft lasse ich mich auf die Wolldecke zurückfallen.

Rings um mich Dunkelheit. Nur durch das hochgelegene, doppelt vergitterte Fenster wirft das Licht einer Straßenlampe ein fahles Quentchen Helligkeit zu mir herein. Ich brauche ein paar Sekunden, um mich aus dem Alptraum zurückzufinden in eine Realität, die für mich im Augenblick kaum minder erschreckend ist.

Jetzt mit einem Male, mitten in tiefster Nacht, erfasse ich das Dilemma meiner Lage in seiner ganzen, ausweglosen Tragweite. Ich erkenne die Umrisse eines niedrigen, abklappbaren Holztisches an der Wand, davor eine schmale Bank, Waschbecken und Spülklosett. Außer der harten Eisenpritsche, auf der ich mir nun eine Zigarette anzünde, befindet sich nichts in meiner Zelle in diesem alten Schweizer Untersuchungsgefängnis. Als ich das Streichholz vor mich hinhalte, um die Zigarette anzustecken, bemerke ich, daß meine Hand zittert. Der Traum sitzt mir noch in den Knochen.

Aber schlimmer als der nächtliche Schock haben mir die Erlebnisse der vergangenen siebzehn Tage zugesetzt, die seit meiner plötzlichen und für mich kaum faßbaren Verhaftung dahingeschlichen sind, als wäre jede Sekunde ein Stückchen Ewigkeit. Verhöre beim Staatsanwalt. Harte, polemische, unfruchtbare Diskussionen, in denen er im vorhinein zum Sieger bestimmt war. Einvernahmen, endlos, träge, grauenhaft nüchtern, beim alten Kommissar Schuppli, einem gutmütigen, aber gerissenen Fuchs, dessen natürlicher Berufsstolz darin liegt, den Beschuldigten in eine raffiniert ausgeklügelte Falle zu lotsen und mit seinen eigenen Worten zu überführen.

Fragen, Antworten, Protokolle, Unterschriften, wieder Fragen, neue Nachforschungen, immer härtere Eingriffe in die Intimsphäre meines Privatlebens, die ich bislang geheimgehalten hatte, weil ich letzten Endes allein mit ihren Problemen fertig werden mußte. Jetzt liegt sie hübsch ausgebreitet, ein verlorenes Kartenspiel, auf dem Schreibtisch des Staatsanwalts, der mich anklagen und eine massive Freiheitsstrafe fordern wird.

Nun, es ist nicht ganz einfach für einen jungen Menschen, mit 22 Jahren aus einer hoffnungsvollen Künstlerlaufbahn herausgerissen zu werden, um für ein paar Jahre hinter Gefängnismauern zu verschwinden. Nein, wahrhaftig: einfach ist es nicht! Noch komplizierter wird der Fall, wenn der Angeschuldigte beim besten Willen nicht in der Lage ist, die gegen ihn erhobene Anklage zu begreifen oder gar zu bereuen. Tag für Tag steigt die Frage in mir auf: Bin ich ein Verbrecher? Krampfhaft suche ich nach einem unlauteren Motiv in meinem Verhalten. Ich habe niemanden umgebracht, bestohlen, betrogen, vergewaltigt oder sonstwie geschädigt – und doch lese ich schwarz auf weiß in den Zeitungen, ich sei ein gewissenloser Verführer, ein Mensch ohne Skrupel.

Die Uhr am Gefängnisturm schlägt dreimal. Hohl und asthmatisch, als besäße die Glockenseele kaum mehr die Kraft, den Häftlingen die unerbittlich langsame Reise der Uhrzeiger anzukündigen.

Drei Uhr früh. Ich kann nicht mehr schlafen. Vorgestern: die letzte Pervitin-Tablette. Aus dem Vorrat, den ich mir heimlich in einer Seitentasche meiner Blue jeans ins Gefängnis eingeschmuggelt habe.

Gestern bin ich den ganzen Tag wie ein Irrsinniger in meiner Zelle auf und ab gegangen, habe beim Aufseher um neue Tabletten gefleht, zwischendurch auch an einen Strick gedacht, um dann vorübergehend in geistige Wirrnis zu versinken.

Nun ist für mich die Nacht zum Tag geworden. Die Gedanken wirbeln nicht mehr hemmungslos durcheinander, sie drängen der Zukunft entgegen, wie durch Nebelschwaden. Aber wie ein Flugzeug bei dichtem Nebel und ungenügender Sicht das Startmanöver abbrechen muß, kapitulieren jetzt meine Gedanken vor der Ungewissenheit meines Weges in die Zukunft. Wer darf von Zukunft reden, wenn die Vergangenheit nicht bewältigt ist?

Zurück also in die Vergangenheit!

Unwichtige Einzelheiten, scheinbar vergessene Erlebnisse tauchen aus ihrem Milchglassarg vor mir auf, versetzen mich in Trance, und das Geschehene rollt noch einmal wie ein alter Film, zu dem man Distanz gefunden hat, vor meinem inneren Auge ab. Über meiner Pritsche eine Fotografie in Postkartenformat. Das einzige, was ich aus meiner Vergangenheit hinüberretten konnte in die Gegenwart – in diese Zelle.

Das Bild: Ein sechzehnjähriger Junge. Sanfte blaue Augen. Lange blonde Haare. Ein Typ wie Huckleberry Finn. Sommersprossen rings um die lustige Himmelfahrtsnase. Auf der Rückseite des Bildes in kindlicher Schrift ein paar Druckbuchstaben, ich kann sie längst auswendig, sie brennen in meinem Herzen: *Meinem lieben Alexander in ewiger Liebe und Dankbarkeit. Dein Stefan (Mutscha)*.

Mutscha habe ich ihn genannt, den Jungen, der mir alle Schönheiten des Daseins gezeigt hat, der mir den Beweis brachte, daß es auf dieser zerrissenen Welt so etwas wie Glück tatsächlich gibt. Um seinetwillen sitze ich in diesem Loch hier, um seinetwillen bin ich bereit, alle nur denkbaren Opfer auf mich zu nehmen und auszuharren. Tränen gegen meinen Willen. Dann ein befreiendes Schluchzen. Ich vergesse, wo ich bin, vergesse, was kommen wird, lasse Gegenwart Gegenwart sein. Noch einmal zieht mein Leben mit Mutscha an mir vorüber . . .

Draußen ein Milchwagen. Zu Hause vor unserer Wohnung hat er genauso geklappert.

Vier Uhr. Ein neuer Tag beginnt. Bald wird die erste Straßenbahn vorbeirasseln, dicht an der Gefängnismauer. Die Straßen werden erfüllt sein mit hektischem Treiben, Verkehrsgewoge, Kinderlärm . . . Im Mädchengymnasium gegenüber dem Untersuchungsgefängnis wird man heute keinen Unterricht abhalten. Festlich gestimmt werden die Schülerinnen kommen, um zu feiern und zu singen. Auf ihren Gesichtern Glanz und Vorfreude.

Heute ist kein gewöhnlicher Tag. Auf dem Kalender steht: Samstag, 24. Dezember 1966. Heiliger Abend.

2. KAPITEL

Die grelle Neonröhre flackert auf und leuchtet die Zelle aus wie ein Fotoatelier.

»Tag, aufstehen!«

Ein Besen wird neben meine Pritsche gestellt, von einem Aufseher, der wie ein Wiesel weghuscht und pflichtbewußt die dicke Eisentür hinter sich verriegelt. Unwillkürlich denke ich an die Panzertür eines riesigen Tresors. Und so etwas Ähnliches ist diese Zelle ja auch. Ein Tresor der Hoffnungen, Sehnsüchte und Träume.

Mühsam stehe ich auf. Während ich zum Waschbecken hinüber-taumele, schlaftrunken noch, ausgebrannt von meinen nächtlichen Gedanken, sehne ich mich erneut nach einem Pervitin.

Niemals überlebe ich diese Weihnachtstage! Ich spreche zu mir selbst, aber meine Stimme klingt wie aus der Ferne. Rasch halte ich den Kopf unter das eisige Wasser und schwanke hinter den Tisch. Wassertropfen fallen wie Tränen auf den glattgebohnerten Fußboden.

Meine Blue jeans: schmutzig, zerrissen, verfärbt. In Casablanca habe ich sie gekauft, vor langer Zeit. Seither erlebten sie alle meine Theaterproben und obendrein die Aufnahmen zur amerikanischen TV-Serie »Boys and girls«, die wir im New Yorker Armenviertel Bronx aufzeichneten. Später trug ich sie nur noch zu Hause beim Rollenstudium, aber wegwerfen wollte ich sie um keinen Preis. Resigniert ziehe ich die Hosen an und werfe mich wieder auf die speckige Wolldecke zurück.

Heute ist ein Festtag, sage ich mir, heute hat jedermann ein Recht darauf, glücklich zu sein, überall in der Welt. Selbst in Vietnam durfte für ein paar kurze Tage der Verstand siegen: Ein wahnwitziger Krieg macht einem Waffenstillstand Platz, damit die Weihnachtskerzen nicht von Granaten ausgelöscht werden wie das Leben der Soldaten.

Und ich sitze in meiner Zelle im Untersuchungsgefängnis. Plötzlich spüre ich ihn wieder: diesen heftigen Nadelstich in der Herzgegend. Der Arzt sagt, die Sache sei harmlos, vegetative Störung des Nervensystems, Haftpsychose. Ich glaube ihm nicht. Ich habe Angst. Ich bin noch jung! Ich will noch nicht sterben! Der Atem wird schwerer. Luft! Eine Riesenhand preßt sich auf meine Brust. Pervitin! Bitte! Vielleicht schreien? Ich kann nicht, ich sacke zusammen. Angstschweiß. Weihnachten. Mutscha . . . Pervitin! Zum letztenmal, bitte! Ein Schlag. Dunkelheit. Ein Weihnachts-

baum fällt um. Glasscherben. Schnellzüge. Ich sterbe. Endlich sterbe ich, endlich . . .

Wie ich die Augen aufschlage, sehe ich nur das stumpfe Gesicht eines Gefängniswärters, der neben meiner Pritsche steht und unbeholfen ein Glas Wasser in der Hand hält. Dann erst fällt mein Blick auf ein anderes, rundes und stummes Antlitz, dicht bei mir. Es gehört dem Gefängnisseelsorger Schlumberger. Seine Hand legt sich auf meine feuchte Stirne. »So, Jüngling, fühlt man sich besser?« (Jüngling sagt er zu mir. Warum spricht er in der dritten Person?)

»Danke, es geht.«

Schlumberger fährt sich bedächtig durch das schütterere weiße Haar. »Ich habe Ihren Fall gelesen, Ziegler. Schlimme Geschichte, muß ich sagen, schlimme Geschichte.«

Er schüttelt heftig den Kopf. Hinter ihm steht noch immer regungslos der Wärter mit dem Glas in der Hand.

»Würden Sie uns bitte allein lassen«, sage ich, etwas müde zwar, doch freundlich. Der Aufseher hat mir nichts zuleide getan, seine Schuld ist es nicht, daß ich hier bin. Aber der Mann weicht nicht von der Stelle. Dafür erhebt sich Schlumberger. »Ich werde für Sie beten, Ziegler, beten Sie auch!«

Mühsam stoße ich hervor: »Ich möchte mit Ihnen sprechen!«

Er wiederholt langsam und vorwurfsvoll, als hätte ich ihn verletzt: »So, so, Sie wollen mit mir sprechen.« Ein Blick zum Wärter, und rasch fügt er hinzu: »Nicht heute, junger Mann, heute ist Heiliger Abend.«

»Eben deshalb, ich bitte Sie . . .«

Er läßt sich auf kein Gespräch ein, sondern gibt mir die Hand. »Schöne Weihnachten. Und denken Sie über Ihr Leben nach! Nur das kann helfen. Gottes Güte reicht auch zu Ihnen!«

Bevor ich antworten kann, stehen die beiden an der Panzerschranktür. Schlumberger wendet sich noch einmal um. »Nach den Festtagen besuche ich Sie.«

Und weg ist er. Ich höre, wie sich der Schlüssel zweimal im Schloß dreht, und ich ahne, daß er auch nach den Festtagen keine Zeit für mich haben wird.

Wieder allein. Ich liege auf der harten Pritsche und harre auf den Abend, um während einer langen Nacht auf einen neuen Morgen zu warten. Und so wird es weitergehen, wochenlang, monatelang, vielleicht ein paar Jahre.

Der Wasserhahn tropft. Mein Versuch einer Reparatur scheitert an meiner manuellen Talentlosigkeit. Also tropft es immer wieder,

in regelmäßigen Abständen, erschreckend und hohl, mit penetranter Monotonie.

Nach einer Weile Schritte im Gang. Sie nähern sich meiner Zelle. Dann wieder Schlüsselgeklirr. Gefängnisverwalter Glutz, groß und hager, mit ausdruckslosem Gesicht, nicht mehr ganz jung, betritt die Zelle. Er überreicht mir ein kleines, in Zeitungspapier gehülltes Paket. »Ein Geschenk der Gefängnisleitung«, meint er, dann drückt er mir auch noch einen grauen Briefumschlag in die Hand. Ich lese rasch den Absender: Staatsanwaltschaft. Glutz murmelt etwas, das sich anhört wie »Gesegnete Weihnachten«, und macht sich aus dem Staub. Es gibt für ihn heute noch viele Hände zu drücken, die Zeit eilt, und seine persönlichen Sorgen nimmt ihm schließlich auch keiner ab. Hastig schlägt er die Tür ins Schloß. Noch siebzehn Gefangene. Siebzehn Schicksale. Siebzehn Pakete. Eingewickelt in Zeitungspapier.

Ich öffne die Schachtel. Streichkäse, den ich nicht mag, Erdnüsse, vom letzten Jahr noch vermutlich, und drei kleine, harte Orangen, die aussehen, als wären sie voll von Kernen, und es tatsächlich auch sind. Am meisten freut mich das Umschlagpapier, die Zeitung. Gierig stürze ich mich auf die Nachrichten. Seit Wochen die erste Zeitung, die mich mit der Außenwelt verbindet.

Schlagzeilen auf der ersten Seite: Hartes Ringen im Bundesrat um die Käsemarktquoten. Im *Royal* läuft ein Film von Vittorio de Sica. »Ieri, oggi, domani« mit Sophia Loren. Assoziationen an eine Nachtvorstellung in New York, frühmorgens zwischen eins und drei, vor zwei Jahren ungefähr, in einem Riesenkino in der 47. Straße. Anschließend eine Einladung bei Sydney Chaplin, der damals am Broadway in einem Musical auftrat. Ich kann diese eigenartig oberflächlichen und für Europäer fast unglaublich wirkenden amerikanischen Partys so schnell nicht vergessen. Da wird man eingeladen, morgens um drei in ein fremdes Haus zu kommen, stürzt sich in Gala und gerät schließlich in ein Wespennest von einigen Dutzend Gästen, von denen die meisten schon stockbetrunken sind; keiner kennt den anderen, und es hat auch niemand den Wunsch, jemandem vorgestellt zu werden.

Als ich damals klingelte, öffnete zuerst niemand. Hinter der Wohnungstür vernahm ich affenartiges Gekreische, hysterische Frauenstimmen, irgendwo Musik, leise erst, dann überlaut, bis schließlich die Tür aufgerissen wurde. Vor mir stand eine lebende Ginflasche in weißem Smoking mit hochrotem Schädel. Im Salon führte mich dieses seltsame Individuum mit den Worten ein: »Hello, Bobby ist da!« Was half es, zu erläutern, daß ich nicht

Bobby sei, sondern Alexander, und daß bestimmt eine Verwechslung vorliege? Die anwesenden Gäste: vorwiegend Schauspieler, Sänger, ein Schriftsteller, zwei Kunstmaler, die sich darum stritten, ob Rhabarber auf Bäumen wachse, ein paar geschminkte Dreidollarmädchen und einige Edelstrichjungen. Sie alle grinsten, sofften, rauchten, manche verabschiedeten sich, um nach wenigen Minuten wieder aufzutauchen, mit der Erklärung, auf der Toilette sei es so angenehm kühl. Whisky in rauen Mengen. Zigaretten stangenweise. Allerlei Vernaschspielchen. Als wir gegen sieben auf die Straße taumelten, hinein in das Tohuwabohu Manhattans, sah keiner dem anderen ins Gesicht. Verlegen trennten wir uns, froh darüber, daß niemand vom anderen wußte, wer er war. Mein Bedarf an amerikanischen Küstlerpartys war für die kommenden hundert Jahre gedeckt.

Jetzt fällt mein Blick auf das Datum der Zeitung: 26. Mai 1965. Ich lächle bei dem Gedanken, daß das Ringen um die Käsemarktquoten schon gut anderthalb Jahre her ist. Aber eben: Nichts währt ewig. Die Lust nicht, doch auch der Schmerz nicht; nach einer Weile beruhigt er sich. Wie oft schon dachte ich: Nun ist alles aus! Diesen Schmerz ertrage ich nicht, daran gehe ich zugrunde! Aber ich ging nicht daran zugrunde, ich habe weitergelebt, und die Wunden sind mit der Zeit verheilt. Nur die Narben bleiben zurück.

3. KAPITEL

Der Brief.

Da liegt er. Soll ich ihn lesen?

Heute noch, am Heiligen Abend? Ich zögere, dann reiße ich den Umschlag auf. Hastig überfliege ich die ersten Zeilen:

Anklageschrift

gegen Ziegler, Alexander, geb. 8. März 1944,

Schauspieler, z. Z. in Haft.

Ich erfahre, daß der Staatsanwalt gemäß den Paragraphen 191 und 194 des Schweizerischen Strafgesetzbuches in folgenden Punkten gegen mich Anklage erhoben hat:

1. Fortgesetzte und wiederholte Unzucht mit einem Kinde.
2. Fortgesetzte und wiederholte Verübung unzüchtiger Handlungen mit einem Pflegekind.

Auf beide Delikte stehen Gefängnis- oder Zuchthausstrafen nicht unter drei beziehungsweise sechs Monaten.

Nächste Woche erwarte ich meinen Anwalt. Als erstes muß er ein Gesuch um Haftentlassung gegen Kaution einreichen. Anfang Januar sollte ich mit Saunders »Schulmeister« auf Tournee gehen.

Ein Blick in den rechteckigen Metallspiegel an der Wand zeigt mir, daß die letzten Wochen nicht spurlos an mir vorbeigegangen sind. Die ursprünglich gesunde Hautfarbe wirkt blaß, gelblich, krankhaft, und daran ist nicht nur das harte Neonlicht schuld. Mein Gesicht ist eingefallen, schmaler geworden, die Augen liegen noch tiefer als sonst in ihren Höhlen, dunkel umrändert, sie machen einen verstörten, fast schizoiden Eindruck. Unweigerlich komme ich in Versuchung, mein Spiegelbild anzusprechen: »Guten Tag, Alexander, wann bist du denn gestorben?«

Erschrocken wende ich mich von dem Totenschädel im Spiegel ab und suche Trost in Mutschas Bild. Gestern war er wieder beim Oberaufseher und hat einen Korb mit Obst und Süßigkeiten für mich abgegeben. Allerdings: kein Gruß war dabei, nichts, kein Wort. Der Staatsanwalt hat ihm jeden Kontakt mit mir verboten. Überschwenglich ist deshalb meine Freude, als ich im Innern einer Mohrenkopfschachtel eine Notiz entdeckte, mit Kugelschreiber in schiefen Buchstaben hingekritzelt, für den Uneingeweihten nicht verständlich: I. L. D. I. D. M.

Vor Freude könnte ich heulen über diese Botschaft, die mich plötzlich wieder aufrichtet.

»Ich liebe Dich immer, Dein Mutscha.«

Er hält also zu mir. Seine Beteuerungen waren keine leeren Versprechungen, keine trunkene Illusion.

Ich bin glücklich. Ich weiß, irgendwo ist ein Mensch, den ich liebe und der mich wiederliebt. In der Tat gibt es ja in unserem Leben nur zwei wirklich große Ereignisse: die Liebe und den Tod. Sie können uns überfallen, von einer Stunde zur anderen, und wir sind ihnen ausgeliefert. Die Liebe ist mächtig und stark wie der Tod, aber der Tod ist so mild wie die Liebe. Er ist, wie Gerhart Hauptmann sagte, der ewigen Liebe Meisterstück.

Nach dem Festessen – Reissuppe, Blumenkohl, Bratkartoffeln – beschließe ich, Mutscha einen Brief zu schreiben. Natürlich wird er das Gefängnis nicht auf dem üblichen Weg durch die Zensur des Staatsanwalts verlassen. Ich werde mich wohl oder übel bemühen müssen, einen Wärter als privaten Postboten zu gewinnen. Heute ist Heiliger Abend, das Fest des Friedens, der Freude und der Nächstenliebe. Ich hoffe, daß ich Glück habe.